

Vorrede zur ersten Auflage

Fr. Lentner schreibt in seinen „*Geschichten aus den Bergen*“: „Die Zeit ist nicht mehr ferne, wo das Märchen selbst zum Märchen geworden sein wird und man sich erzählt, daß es Sagen gegeben habe. Seit ihre Überlieferungen eine schriftliche geworden ist, geriet ihr eigentlicher Lebenssaft in's Stocken; — das Lesen macht den Erzähler überflüssig; dabei verstummen aber auch die letzten Wissenden und dem, der nicht liest, geht sein lebendes Buch verloren, dessen Inhalt gewiß nicht einmal vollständig gerettet wurde in's Gedruckte. Der deutsche Bauer unserer Tage, trotz seiner Schulkünste, um wie viel weniger weiß er nicht von jenen Geschichten, Schnurren, Sprüchen und Märchen, die ihm in erfreulicher, leichtfaßlicher Form eine Menge leichtfaßlicher Lehrsätze, nutzbare Moral und ächte Volksweisheit an die Hand gaben? — Je seltener ein wirklicher Geschichten- und Sagenbesitz beim Landvolk geworden, desto schätzbare ist das Wenige, was einzelne Gegenden unter manchen äußeren und inneren Begünstigungen noch heute bei frischem Leben erhalten haben.“

Was in dieser Stelle einer meiner geehrtesten Freunde im Jahre 1851 niederschrieb, schwebte mir vor, als ich im Jahre 1843 meine Sammlung der Sagen, Märchen, Volkssprüche 2c. begann. Mein herrliches Vaterland schien mir einer der gesegneten Winkel zu sein, in dem noch mancher Schatz ruht, der anderswo nicht mehr zu finden ist. Die echte Volkspoesie klingt noch in den Bergen, und Sagen, die in andern Ländern lange schon verschollen sind, tönen noch in unsern von Eisgebirgen umfriedeten Tälern. —

Wie sich in unsern Dialekten mittelalterliche Formen und Redensarten, die wir in den mittelhochdeutschen Dichtungen lieb gewonnen haben, zahlreich wieder finden, so wandern noch häufig Sagen und Märchen im Munde des Volkes, die mit den Götter- und Heldensagen unserer Vorfahren in engster Verwandtschaft stehen und auf manche dunkle Stelle unserer alten Dichtungen helle Schlaglichter werfen. Wie in den Gebirgsländern sich ein festes Anklammern an das Althergebrachte zeigt, und heutige Sitten noch von dem Zeugniß geben, was einst in uralter Zeit gebräuchlich war, so haben sich in unsern Gebirgen noch Gewohnheiten und Gebräuche erhalten, die in der Ebene lange schon vergessen und begraben sind. Wenn aber heute noch ein altes Lied erklingt, so steht uns Niemand Bürge, ob es morgen auch erschallen werde; wenn heute eine alte Kindsmagd den lauschenden Kleinen noch ein Märchen erzählt, sind wir nicht gesichert, ob morgen die alte Dichtung mit der Erzählerin nicht zu Grabe gehe. Die alte Zeit verschwindet und mit ihr drohen auch ihre Blüten zu welken und zu verdorren. Je rascher ein neuer Geist in die Entwicklung des Lebens eingreift, desto schneller werden uns die alten Schätze entrückt. Wer steht dafür, daß unsere einheimischen Volksdichtungen noch blühen und das Herz erfreuen werden, wenn die Dampfwagen durch unsere Täler brausen werden, und das bisher Ferne uns nahe liegen wird? Wir können und dürfen uns derartige Gedanken nicht verhehlen und müssen sammeln, so lange es noch Abend ist — denn sonst dürfte die Reue zu spät kommen, wenn ein späterer Sammler anstatt der Rosen nur mehr dürre Halme und stachlichte Hagebutten finden würde.

Diese Gedanken leiteten mich, als ich meine Sammlung begann, dieselben erfüllten mich jetzt, da ich das erste Bändchen meiner Lese in die weite, fremde Welt sende. Es enthält die Kinder- und Hausmärchen Tirols, die kindlichen, zarten Dichtungen, die den Kindern erzählt werden, oder die man sich an langen Winterabenden mitteilt, wenn in getäfelter Stube das Kienscheit flammt, der Mond durchs Fenster schaut, und die traulichen Räder schnurren. Das Bändchen zählt 40 solche Kinder unserer Volksmuse. Es gibt deren wohl ungleich mehrere in unsern Bergen, allein wir finden sie schon in andern Märchensammlungen erzählt, und deswegen ließen wir sie aus dem Spiele. Wir haben nur solche Märchen aufgenommen, die man in derselben Gestalt in andern Büchern nicht findet. Dieses hinderte uns aber nicht, Erzählungen, die mit bereits gedruckten Märchen verwandt sind, aber sich doch durch einzelne Züge davon unterscheiden, aufzunehmen. Wir haben es sogar zweckmäßig gefunden, ein und dasselbe Märchen, das aber in verschiedenen Teilen Tirols verschieden erzählt wird, in den verschiedenen Fassungen den Lesern mitzuteilen. Ein Beispiel dieser Art mögen uns die Märchen: „*Zistl im Körbel*“, „*Die drei Schwestern*“ und „*Das Hennen pfösl*“ bieten. Stammmärchen ist in allen dasselbe, das eine Thema hat drei Variationen erhalten, und es ist nicht uninteressant, diese feinen Unterschiede in der Darstellung zu verfolgen. Das Mütterchen in Passeier erzählt „*Das Hennen pfösl*,“ die alte Kindsmagd in Meran „*Die drei Schwestern*“ und bei Bozen hört man „*Das Zistl im Körbel*.“ —

Was die Darstellung der mitgeteilten Märchen betrifft, so beflissen wir uns die volkstümliche Erzählungsweise, so viel als möglich war, beizubehalten. Mit einer fast kindlichen Pietät bestrebten wir uns, jede fremde Zutat selbst dort ferne zu halten, wo uns die Erzählung lückenhaft schien. Wir wollen das Empfangene treu in jener Gestalt wieder geben, in der wir es erhalten haben. Dies Streben, den Volkston treu beizubehalten, wird manche Provinzialismen, die wir geflissentlich einwoben, entschuldigen und rechtfertigen. Sollte einer unserer Leser um die Quellen fragen, aus denen wir schöpften, so müssen wir ihm treu und aufrichtig gestehen, daß wir nur eine Quelle, die Tradition des Volkes, benützten.

Möge dieser erste Band unsers Sammelwerkes die Jugend erheitern, das Volk unterhalten und dem Forscher eine willkommene Gabe sein! — Sollte dieser Wunsch erfüllt werden, so werden wir mit doppeltem Eifer an die Fortsetzung unsers Werkes gehen, dessen nächstfolgende Bändchen die Sagen, Volkslieder, Schnaderhüpfeln, Rätsel und Sprüche wörter unsers Volkes bringen werden.

Am Schlusse dieser Vorrede wende ich mich an die Freunde der Volksdichtungen und der alten Volksgebräuche in unsern Bergen mit der Bitte, die Reste der Volkspoesie und Volkssitte zu sammeln und uns mit ihren Spenden zu beehren. Nur vereinten Kräften und einem aufrichtigen Zusammenwirken wird das begonnene Werk gelingen, dem jeder unparteiische Forscher seine Anerkennung zollen wird. Zum Schlusse meinen wärmsten Gruß allen Freunden unserer Heimat und ihrer Bewohner.

Innsbruck, den 30. Januar 1852, Ignaz Vincenz Zingerle.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Nach achtzehn Jahren erscheint dies Büchlein in zweiter Auflage, und ich wünsche, daß es in dieser verbesserten und vermehrten Ausstattung wieder jener freundlichen Aufnahme sich erfreuen möchte, die ihm beim ersten erscheinen gespendet worden ist. Zwei Nummern der ersten Auflage Nr. 10: „*Von den Salinger Fräulein*“ und Nr. 40: „*Thaddädl*“ wurden weggelassen, dagegen kamen dreizehn neue Märchen hinzu. Unter diesen befinden sich vier aus den deutschen Gemeinden Luserna und Proveis in Wälschtirol. Damit aber dieser Landesteil in vorliegender Sammlung auch vertreten sei, gebe ich zum Schlusse die Märchen: „*Die drei Pomeranzen*“ und „*Das Mädchen ohne Hände*“ aus meines Freundes Chr. Schneller vortrefflichem Buche: „*Märchen und Sagen aus Wälschtirol*. Innsbruck, Wagner'sche Universitäts Buchhandlung“, das ich allen Freunden alpiner Volkspoesie bestens empfehle.

Wilten, am 9. April 1870.
Ignaz Vincenz Zingerle.

SCHWESTERCHEN UND BRÜDERCHEN

Es war einmal ein Schwesterchen und ein Brüderchen. Das Schwesterchen war brav und folgsam und betete fleißig in der Kirche. Das Brüderchen ging aber seine Wege, war störrisch und schnippisch und machte seinen Eltern nur Kummer und Verdruß. Einmal gingen beide in den dunkeln Wald hinaus Erdbeeren lesen. Sie kamen immer tiefer und tiefer in den Forst hinein. Das Brüderchen aß und aß voller Gier, ohne jemals an Gott oder an die Mutter zu denken; das Mädchen hatte aber ein Körbchen mitgenommen und las die roten Beerlein in dasselbe hinein, um sie der lieben Mutter zu bringen. Wie sie so beisammen im Walde waren, und Schwesterchen sammelte, und Brüderchen aß, kam plötzlich eine schöne Frau. Ein wunderbares Licht umfloß sie, und die Krone auf ihrem Haupte glänzte, wie die Sonne. Das Schwesterchen ließ das Sammeln und stand ehrerbietig auf, als die schöne Frau kam; das Brüderchen rupfte aber in den Erdbeeren fort, ohne sich an etwas anderes zu kehren.

„Was machst du da, mein Kind?“ sprach die schöne Frau lächelnd zum Mädchen.

„Ich pflücke Erdbeeren, um sie meiner lieben Mutter zu bringen“ antwortete das Schwesterchen errötend; denn es schämte sich vor der schönen Frau.

Die Frau lächelte wieder und drückte dem Schwesterchen ein Schächtelchen, das aus reinem Gold war, in die Hand und sprach: „Mein Kind sei brav! Wenn du das Schächtelchen öffnest, so gedenke meiner. Wir sehen uns einst wieder.“ Lächelnd ging die Frau mit der funkelnden Krone weiter und kam zum Brüderchen, das in Hast und Wut Erdbeeren aß, wie das liebe Vieh.

„Was machst du, Bübchen?“ sprach die Frau ernst und doch milde.

„Schmeck es, wenn du es wissen willst“ erwiderte störrisch und trotzig der wilde Bursche.

Der schönen Frau kugelten zwei Tränen über die feinen Wangen, und betrübt gab sie dem ungezogenen Knaben ein schwarzes Kästchen. „Gedenke meiner, wenn du es öffnest“ sagte sie wehmütig und verschwand leuchtend hinter den Bäumen, wie die Sonne, wenn sie hinter den Bergen niedersinkt; die schöne Frau war aber die Gottesmutter.

Was mochte aber in dem Schächtelchen sein? Das wirst Du gleich hören, mein Kind! Das Brüderchen riß gleich voll Neugier den Deckel auf, und sieh! — Aus dem schwarzen Schächtelchen schlangen sich zwei schwarze, schwarze Würmer heraus, und die wurden immer länger und länger, umwickelten endlich das Brüderchen und führten es immer weiter in den finstern, finstern Wald hinein, so daß es nie und nimmer gesehen wurde.

Das Schwesterchen dachte sich aber: „Bevor ich das Schächtelchen öffne, muß ich es der Mutter zeigen; oh und die wird eine Freude haben!“ In diesen

Gedanken pflückte und pflückte es Erdbeeren, bis das Körbchen voll war, und wollte dann zur Mutter heimkehren. Beim Weggehen wollte es aber auch das Brüderchen bei sich haben, obwohl es böse war. Schwesterchen rief aus voller Kehle, aber Brüderchen gab keine Antwort. Dann suchte das Mädchen rechts und links, und links und rechts, aber nirgends fand es eine Spur vom Brüderchen, bis es anfieng zu dunkeln, und es im Walde unheimlich wurde.

„O vielleicht ist das Brüderchen schon zu Hause, oder es will mich nur necken“ dachte sich betrübt das Mädchen und ging mit dem vollen Körbchen und dem goldenen Kästchen dem Hüttchen zu, in dem die Mutter wohnte. Es fand aber nicht das Brüderchen zu Hause, und als dieses lange, lange nicht kam, und Mutter und Schwesterchen darauf warteten, erzählte das Mädchen von der schönen Frau, die es gesehen, und zeigte der lieben Mutter das Kästchen. „Du tuest es mir wohl aufbehalten, liebe Mutter!“ bat das Kind. „Aber zuvor darf ich wohl schauen, was darinnen ist?“ fragte das Mädchen und blickte forschend der Mutter ins blaue, treue Auge.

„O ja!“ sprach die Mutter, und das Mädchen öffnete das Schächtelchen, und sieh! — Zwei Engelein kamen heraus und wurden größer und größer, nahmen das brave Schwesterchen in ihre Mitte und flogen damit vor den Augen der Mutter immer höher und höher, bis sie am Himmel verschwanden. Die Mutter saß auf der Bank vor dem Hause, blickte nach und weinte vor Freude Tränen und dachte: „Du gehst voraus, ich hoffe dich aber einstens wieder zu finden, liebes Kind!“

(Ganz Tirol)

ZISTEL* IM KÖRBEL

Es war einmal ein armes, armes Mädchen, dem waren seine Eltern gestorben und sie hatten ihm Nichts hinterlassen, als die Lumpen, die es am Leibe trug. Das Mädchen mußte aus der väterlichen Hütte fort — denn die wurde verkauft, um die alten Gläubiger zu befriedigen — und wußte nicht, wo aus und wo an. Weinend ging es fort und in den dunkeln Wald hinein, in dem es früher so oft Himbeeren und Schwämme gepflückt hatte, und dachte, wenn die Menschen mich verlassen, so werden die Hasen und Rehe mir ein Winkelchen bei ihnen gönnen. Wie das arme Kind so weiter und weiter ging, und immer tiefer und tiefer in den dunkeln Wald hineinkam, fing es an Abend zu werden, und die alten Föhren und Tannen warfen gar unheimliche Schatten. Das Mädchen überkam eine unnennbare Furcht, und es fing an so heftig zu weinen, daß die Tropfen auf das Haidrich und das weiche Moos niedertröpfelten, als ob Tau fiel. Wie das arme, schmutzige Mädchen nun so weinte, daß die kalten Felsen damit hätten Erbarmen haben mögen, stund plötzlich ein Jäger vor ihm und sprach: „Was weinst du, mein Kind?“

Das Mädchen schlug die blauen Augen auf und ließ sie wieder sinken, und sprach schluchzend: „Weil ich nichts habe, und es mich so hungert, und es hier so unheimlich ist!“ — Bei diesen Worten zitterte das arme verlassene Kind und weinte noch bitterlicher, als zuvor. —

„Sei still!“ fiel tröstend der Jäger ein. „Wenn nur das fehlt, so kann leicht geholfen werden. Geh mit mir, und du sollst Wunderdinge sehen, und es soll dich nicht gereuen.“ — Das Mädchen war damit zufrieden und folgte seinem Führer. Dieser ging ohne ein Wort zu sprechen immer weiter und weiter in den dunkeln Wald hinein, bis er vor einer riesigen, bemoosten Eiche stehen blieb. „Liebes Kind“ unterbrach der geheimnißvolle Jäger die Stille; „wir sind am Platze; nun sei getrost, und weine nicht mehr!“ Das Mädchen wischte sich mit der Schürze noch zwei große Tränen aus den Augen und stand dann stille und war neugierig, was da kommen sollte. — „Graue Eiche, öffne dich!“ sprach der Jäger im gebieterischen Tone. Und sieh! — Wie auf einen Zauberschlag tat sich der breite Stamm auf, und innen glitzerte, glänzte und schimmerte es, daß einem hätte das Sehen vergehen mögen. Da waren silberne Kleider und goldene Münzen und prächtige Edelsteine, und alles funkelte und leuchtete in die Weite. Das arme überraschte Mädchen wußte nicht, wie ihm geschah. Es hielt beide Hände unter die Schürze und hielt vor Staunen den Mund und beide Augen weit offen, und schaute und schaute und konnte sich nicht satt sehen.

„Dies Alles ist dein, und du kannst von diesen Dingen nehmen, soviel du willst“ sprach der Jäger „wenn du es vor den Menschen da draußen geheim haltest und meinen Namen merkst.“ —

* Zistel bedeutet in einigen Gegenden Tirols ein flaches Kopfkörbchen, im Gegensatze zu Körbel, worunter man ein Rückenkörbchen versteht.

Das freudig erstaunte Kind stammelte ein frohes: „O ja“, und meinte den Namen werde es sich schon merken, wenn es ihn nur erst wüßte.

Der Jäger fuhr weiter: „Ich heiße *Zistel im Körbel*.“ —

„Zistel im Körbel,“ flüsterte das Mädchen vor sich hin, um den sonderbaren Namen seinem Gedächtnisse recht sicher einzu prägen. —

„In sieben Jahren werde ich wieder kommen; bis dahin kannst du dir vom Baume holen, was du willst. Komme ich aber dann wieder und kannst du nicht meinen Namen nennen, so wirst du höchst unglücklich werden. Gebrauche die Schätze klug, den davon hängt dein Glück ab.“ —

Das Mädchen wollte dem grünen Jäger danken, aber er war schon verschwunden, und die Eiche hatte sich geschlossen und stand ernst und ruhig vor ihm, nur in den Zweigen spielte hin und wieder ein Lüftchen. Das Mädchen wußte nicht recht, ob das Geschehene Wirklichkeit oder ein Traum sei und sprach versuchsweise: „Graue Eiche, öffne dich!“ Und sieh, der Baum öffnete sich und zeigte wieder alle seine Herrlichkeiten wie früher. Mit zitternden Händchen griff die arme Weise hinein und nahm einen blanken Zwanziger, und der dicke Stamm schloß sich wieder, wie ehevor, und die Eiche stand so ernst und ruhig da, als ob Nichts geschehen wäre. Es fieng schon an zu dunkeln, da dachte sich das Mädchen: „Hier im Walde kann ich doch nicht übernachten, denn es könnte der Bär oder der Wolf kommen und mich fressen.“ Es sah noch einmal den Baum an, schaute sich genau das Plätzchen ab, auf dem er stund, und ging der Seite zu, auf welcher der Wald sich zu lichten schien. Kaum war es einige Schritte gegangen, so kam es auf eine schöne, breite Straße, und auf dieser ging es weiter und weiter und wiederholte immer bei sich halblaut „Zistel im Körbel“, bis es plötzlich vor einem großen, schönen Schlosse stund, in dem es gar lustig herzugehen schien.

Das Mädchen faßte sich ein Herz und ging in den Hof hinein und über die Stiege hinauf bis zur Küche. Dort war des Grafen Köchin gerade mit Bereitung des Abendessens beschäftigt, und der Braten brutzelte, daß es eine Lust war. Das Mädchen näherte sich schüchtern dem Herde und bat die Köchin um eine Nacht herberge oder um einen Dienst. Die Köchin sah aber das Mädchen vom Kopfe bis zu den Zehen an und fieng an zu schmälern und zu schimpfen: „Pack dich fort aus der Küche! Wir können hier kein so schmutziges, garstiges Bettelkind brauchen.“

Das arme Kind schrack zusammen und fieng an zu weinen, und hörte nicht auf zu bitten und zu weinen. Endlich wurde das harte Herz der Wirtschäfterin erweicht, und sie sprachbarsch zum Mädchen: „Nun, wenn du es anders nicht tust, so kannst halt die Hennen und Hühnlein hüten. Du mußt aber früh aufstehen und darfst erst spät dich niederlegen, und schlafen mußt du auch im Hühnerhäuschen. Hab aber Acht! — Denn geht ein Hühnlein verloren, so wirst du aus dem Hause gejagt.“ —

Das Mädlein war darüber froh und ging auf die Wiese hinunter in das Hühnerhaus und trieb die Hähne, die Hennen und die Hühnchen ein und schlief dort auf dem Stroh. Früh morgens trieb es dann seine Herde aus und flüsterte „Zistel im Körbel“ und hütete den Tag durch, und abends trieb es die Hähne, die Hennen und die Hühnchen wieder ein und schlief in ihrer Mitte auf dem Stroh. So ging es eine Woche, und das Mädchen fühlte sich wohl und dachte oft an die graue Eiche und das Zistel im Körbel. —

Da kam nun der Sonntag, und die Glocken klangen von allen Seiten, und die Leute gingen in ihrem Sonntagsputze in die Kirche. Dem Mädchen wurde aber Weh ums Herz, als es die schönen Kleider der Kirchgänger sah, und es allein so schmutzig im grauen Kittelchen dastand. Da kam ihm die graue Eiche in den Sinn, und es ging in den Wald hinaus, bis es zum Wunderbaume kam, und sprach mit zitternder Stimme: „Graue Eiche, öffne dich!“ — Die graue Eiche öffnete sich, und in ihr waren die schönsten Kleider, so man je auf dieser Erde gesehen hatte, und das Mädchen nahm eines, das, wie die Sonne am Mittag, glänzte, wusch sich am Bächlein, zog das Sonnenkleid an und ging in die Kirche zur Messe.

Sie kam gerade zum Gloria. Als die Leute das Sonnenkleid sahen, machten sie der Kommenden ehrerbietig Platz, so daß sie bis zum Betstuhle des Grafen kam. Das arme Mädchen im reichen Sonnenkleide kniete sich neben ihm nieder und betete. Der Graf war aber ganz überrascht und sah die schöne Nachbarin an und wurde immer zerstreuter, je mehr er sie ansah, denn sie dünkte ihm gar zu schön. Wie die Messe vorbei war, eilte die Schöne im Sonnenkleide aus der Kirche, daß es rauschte, und entschwand in den Wald. Dort zog sie das schimmernde Sonnenkleid ab, tat das arme, schmutzige, graue Kittelchen an und kehrte als Hennenmädel wieder zum Schlosse zurück. Der Graf hatte aber seit der Sonntagsmesse keine frohe Stunde mehr, denn es fehlte ihm Etwas, und er getraute sich nicht, es zu sagen. Er war verstimmt und sah oft Viertelstunden lang zum Fenster hinaus, ohne ein Auge zu verwenden. Die Wochentage schienen ihm zu langsam vorbeizugehen, und er sehnte sich nach der Sonntagsmesse. Endlich kam wieder der Sonntag, und die Glocken läuteten zur Messe, da ging das arme Mädchen wieder in den Wald hinaus und kam tiefer und tiefer bis zur Eiche. „Graue Eiche, öffne dich!“ sprach es, und die graue Eiche öffnete sich, und in ihr waren die schönsten Kleider, so man je auf dieser Erde gesehen hatte, und darunter war ein Kleid, das glänzte so licht und blaß und schön, wie der Mond, wenn er am klaren Abendhimmel steht, und das gefiel dem Mädchen vor allen übrigen, und das zog es, nachdem es sich an dem klaren Bächlein gewaschen hatte, an und eilte in die Kirche. Wie das Mädchen in die Kirche kam, machten alle der schönen Jungfrau im Mondkleide ehrerbietig Platz, so daß sie bis zum Betstuhle des Grafen kam. Sie kniete sich hinein, und der Graf sah die schöne Jungfrau an und sah das Mondkleid und konnte keinen Blick von ihr wenden. Als die Messe zu Ende ging, winkte der Graf den Bedienten, der unbekanntem Jungfrau zu folgen und sie nicht wegzulassen. Als das schöne Mädchen wieder sich entfernte, und das Mondkleid rauschte, machten sich die Bedienten auf und folgten ihm auf dem Fuße nach. Es eilte aus Leibes kräften, doch vergebens. Als es aber sah, daß kein Entrinnen möglich sei, holte es aus ihrem Beutel blanke Zwanziger hervor,

die sie aus der Eiche mitgenommen, und warf sie aus. Die Diener machten sich nun gierig über die Silberlinge her und dachten, wenn sie genug Geld hätten, könnten sie auch anderswo unter kommen. — Das arme Mädchen entkam aber im Mondkleide zur grauen Eiche, zog das blasse Mondkleid ab, tat wieder das arme, schmutzige, graue Kittelchen an und kehrte als Hennenmädchel zum stolzen Schlosse zurück, wo es die Hähne, Hennen und Hühnlein auf dem Wiesengrunde hinter dem Turme hütete. —

Der junge Graf aber hatte nun keine Ruhe und keine Rast mehr, denn es fehlte ihm die schöne Jungfrau im blassen Mondkleide, und das machte ihn verstimmt und unzufrieden, so daß sein Antlitz, das früher wie eine Rose blühte, welkte, und seine Stirne nie mehr heiter war. Stundenlang stand er auf dem Söller und sah gedankenlos in die blaue Ferne hinaus, und in Gesellschaften wußte er nicht einmal, wovon gesprochen wurde. Die lange, lange Woche schien ihm gar kein Ende nehmen zu wollen; so langsam verschlichen ihm die Tage. Als wieder der Sonntag kam, und die Glocken läuteten, ging der Graf wieder in die Kirche; das Hennenmädchel aber ging wieder in den Wald hinaus zur grauen Eiche, wusch sich an der klaren Quelle und sprach mit hastiger Stimme: „Graue Eiche, öffne dich!“ Die graue Eiche öffnete sich, und das Mädchen nahm diesmal das Sternenkleid. Das war blau und voll goldener Sterne, die glänzten aber, wie wirkliche Sterne, die nachts am Himmel stehen, und es war, als ob sie sich sachte bewegten und bald mehr, bald weniger schimmerten. Zugleich steckte sie viele, viele Goldstücke in die Tasche und eilte in die Messe. Es war schon das Gloria, als die schöne Jungfrau im schimmernden Sternenkleide daher kam und sich an die Seite des Grafen kniete. Der Graf war wieder froh und sah und sah nur die schöne Jungfrau an und das schimmernde Sternenkleid, und konnte keinen Blick von ihr wenden, denn er meinte, noch nie etwas Schöneres gesehen zu haben. Und wie er sie so selig ansah, wurde ihm das Herz so weich, daß er den Grafenring von der Hand zog und ihn der schönen Nachbarin an den Finger steckte. Als die Messe zu Ende war, und die schöne Jungfrau aus der Kirche ging, und das Sternenkleid rauschte, stürzten auf einen Wink des Grafen die Diener ihr nach und folgten ihr auf dem Fuße. Sie griff aber in den Beutel, und warf Goldstücke aus, daß es auf dem Boden glitzerte und funkelte, als hätte es Gold geschneit, und die Diener warfen sich auf die goldnen Füchse und dachten: „Wenn wir Geld genug haben, können wir auch anderswo unterkommen.“ — Das arme Mädchen im Sternenkleide enteilte aber, ging zur grauen Eiche, zog das schimmernde Sternenkleid ab, tat wieder das arme, schmutzige, graue Kittelchen an und kehrte als Hennenmädchel zum stolzen Schlosse zurück, wo es die Hähne, Hennen und Hühnlein auf dem Wiesengrunde hinter dem Turme hütete. —

Der Graf hatte aber keinen frohen Tag mehr, so ging es ihm zu Herzen, und er sah tagtäglich blässer aus und alterte zu sehends. Man holte Ärzte aus der ganzen Umgegend, allein sie konnten dem kranken Grafen nicht helfen, denn es war für diese Krankheit kein Kräutlein gewachsen.

Da rieten dem kranken Herrn die Freunde, die um die Sache wußten, er solle sich aufheitern, und ließen ein großes Mahl veranstalten, zu dem viele lustige Gesellen geladen wurden.

Da gab es in der Küche vollauf zu tun, und das Hennenmädel mußte auch helfen und die Hühnlein und Hähnlein rupfen, die es früher auf dem Wiesenrunde draußen gehütet hatte. Und wie es damit fertig war, mußte es zum Herde und der Köchin, die gerade Kuchen buck, die Pfanne halten. Und wenn die Kuchen recht hin und her wogten, und das Schmalz aufbrodelte und wallte, kam das Hennenmädel auch die Lust an, einen Kuchen hineinzugeben. Es bat die Köchin darum, aber diese schnauzte und barschte das Mädchen an und schlug seine Bitte geradezu ab. Als aber das Hennenmädel immer von neuem bat, sagte endlich die Köchin: „Da von diesem Teigreste kannst einen Kuchen machen.“ — Denn sie dachte, dieser kommt doch nicht mehr auf die Tafel. —

Das Mädchen war voller Freude darob und gab den Kuchen in die Pfanne, zuvor hatte sie aber schnell den Grafenring in den Teig gebracht. Wie der Kuchen nun im brodelnden Schmalze schwamm, wurde er immer größer und ging so auf, daß er der schönste unter allen war und auf einem Teller nicht einmal Platz hatte, und alle über den schönen Kuchen staunten. Die Köchin ließ den schönen Kuchen auf einer besondern Tasse zur Tafel tragen und dem Grafen vorstellen. Als alle den Kuchen genug bewundert hatten, zerschnitt der traurige Graf den Kuchen — und sank fast ohnmächtig auf den Sessel zurück. Bald erholte er sich aber wieder, ließ die Köchin rufen und fragte sie hastig, wer den Kuchen gebacken habe? — Mit Zittern und Bangen gestand endlich die Köchin, das Hennenmädel habe sie so lange gebeten, und da habe sie ihm endlich erlaubt, den letzten Kuchen zu backen, dieser sei aber so schön ausgefallen, daß sie ihn doch zur Tafel getragen. Der erstaunte Graf tröstete sie freundlich, zeigte ihr den Grafenring und sagte, sie sollte gleich das Hennenmädel in den Saal kommen lassen. — „Aber, mein lieber Himmel! die ist doch ja so garstig und schmutzig!“ meinte die Köchin.

„Nun so soll sie sich umkleiden!“ befahl der Graf, und die Köchin ging wieder in die Küche hinaus. Das Hennenmädel hatte sich aber indessen gewaschen, und als die Köchin ihr den Befehl des Grafen gesagt hatte, ging sie weg und zog ein prächtiges Kleid an, das Morgenkleid, denn es war so golden, wie der Morgenhimmel; das hatte sie gestern von der grauen Eiche zum Feste geholt und unter ihrem Strohlager verborgen. Und als sie es anhatte, war sie so schön, wie der Morgen, und Niemand kannte sie mehr, und als sie in den Saal trat, stunden alle Gäste auf und staunten über ihre Schönheit, und der Graf erkannte sie und eilte auf sie zu und führte sie hinauf zu seinem Sitze, wo sie nun neben ihm Platz nehmen mußte, und er nannte sie seine Braut, und das Mahl wurde ein Hochzeitmahl, denn abends gingen sie in die Schloßkapelle, und dort wartete schon auf sie der Schloßkaplan, um sie zu trauen.

Der Graf und die schöne Gräfin lebten nun glücklich mit sammen auf dem stolzen Schlosse und hatten einander recht lieb und dachten an nichts Anderes mehr. Die Jahre gingen gar schnell vorüber, und die schöne Gräfin hatte schon ein schönes Mädchen, das sie auf ihrem Schoß wiegen konnte. Wie Alles so schön war, und der Graf sich so glücklich fühlte, kam der Gräfin aber plötzlich der grüne Jäger in den Sinn, dem sie ihr Glück zu verdanken hatte, und sie

erinnerte sich an ihr Versprechen, seinen Namen zu merken, und da wurde es ihr schwer, recht schwer ums Herz — denn sie wußte ihn nicht mehr. —

Die sieben Jahre waren bald vorüber, und die Gräfin wurde immer ernster und trauriger und bleicher, so daß man sie bald nimmer gekannt hätte. Sie lächelte nie mehr und wenn ihr Mädchen auf ihrem Schoß kniete und mit den blonden Locken spielte, oder ihr in die blauen Augen schaute und ihre Wangen streichelte, gingen ihr die Augen über, und sie fing an zu weinen und dachte an das drohende Unglück. Und das Mädchen, wenn es die Mutter weinen sah, weinte auch mit, und es war sehr traurig auf dem Schlosse, und niemand wußte, warum. Der Graf forschte nach und bot Alles auf, um die liebe Gräfin zu erheitern, aber Alles war umsonst.

Eines Abends saß die traurige Gräfin wieder auf dem Söller und sah in den Garten hinab, wo die Gärtnerknaben arbeiteten, und war so traurig, wie nie, denn morgen waren die sieben Jahre vorüber, und sie wußte nimmer den Namen des Jägers. Wie sie lange so gesessen war und sann und nachdachte, sah sie, wie die Gärtnerjungen ihre Gerätschaften zusammenpackten, und einer hatte ein Zistel, und das warf er in sein Körbel. Als das die Gräfin sah, lachte sie laut auf und rief: „Zistel im Körbel!“, so daß der Graf und die Kammermädchen herbeikamen, und alle staunten, denn keine lebende Seele wußte, was die Gräfin so froh gemacht hätte. — Der Graf freute sich und küßte die frohe Gräfin, die so lange trüb und traurig gewesen.

Am Tage darauf kam der grüne Jäger, als die Gräfin eben spazieren ging, und die Gräfin grüßte ihn und nannte ihn beim Namen. Da lächelte er, legte den Finger auf den Mund zum Zeichen, daß sie keiner Menschenseele Etwas von ihm sagen sollte, und verschwand auf immer. Die Gräfin und der Graf lebten aber noch lange recht glücklich und bekamen noch zwei Kinder, ein Büblein und ein Mädchen. Und die Geschichte ist wahr, den der sie erzählte, lebt noch.

(Bozen)

DIE KRÖLNATTER

Die Krölnatter ist eine Natter so gescheckt und kriechend, wie die andern ihres Geschlechtes, aber auf dem Kopfe trägt sie ein gar hübsches Krönlein, und davon heißt sie die Krölnatter. Das Krönchen glänzt, wie Gold, und die Spitzen desselben funkeln, wie Edelsteine. Kömmt die Krölnatter zu dir, und begegnest du ihr recht lieb und freundlich, so ist dein Glück gemacht, den früher oder später wird sie dir das Krönlein schenken, und das Krönlein macht Alles, was du immer willst, unversieglich. Legtest du das zackige Reiflein zu deinem Schatzthaler, den dir die liebe Mutter aufbewahrt, so könntest du dir um 100 Gulden Soldaten, Pferde und Bilder kaufen, und dein Thaler wäre doch als Heckthaler im Beutelchen. Würdest du das Krönlein zu den Soldaten legen, so würdest du Soldaten ohne Maaß und Ziel bekommen, so daß dein Füßchen in der Stube vor lauter Soldaten nicht mehr Platz fände.

Einmal vor alten Zeiten war ein armes Bauernmädchel, das von seiner bösen Stiefmutter gar hart behandelt wurde. Es mußte früh aufstehen und in den Stall gehen und arbeiten früh und spät, und war spät abends Alles abgetan, so bekam es von seiner Mutter noch Schläge und Scheltworte und höchstens ein wenig Wirler, um den Hunger zu stillen. Das Mädchen war aber immer heiter und wohlgenut, denn so oft es in den Stall ging, kam eine Natter mit einem Krönlein daher und blickte dem netten Kinde so lieb in die dunkeln Äuglein, daß es Weh und Ach vergaß und des Lebens froh wurde. Das Mädchen gab dem zutraulichen Tiere, weil es in die Butte äugelte, einmal ein wenig Milch, und es trank und trank und sah die kleine Dirne so lieb an, als ob es danken wollte. Das Mädchen brachte aber die Milch voll Bangen der Stiefmutter, denn diese zählte jeden Tropfen und forderte von jedem fehlenden Rechenschaft. Wie groß war aber das Staunen der Melkerin, als zwei Schüsseln mehr, als gewöhnlich, voll wurden und selbst die herbe Mutter ein süßes Gesicht schnitt.

Seitdem kam die Natter immer, und das Mädchen gab ihr tagtäglich von der Milch, und das Tier blickte sie immer mit seinen klugen schwarzen Äuglein so lieb an, als ob es hätte sagen wollen: „Maidele, ich will dir dankbar sein.“

So ging es viele, viele Jahre. Die Natter kam morgens und abends und trank Milch, und das Mädchen wuchs und wuchs und ward immer schöner und lieber, so daß es die schönste Dirne im Dorf war und von Allen gerne gesehen wurde.

Die Dirne war endlich Braut und hielt eine lustige Hochzeit. Die Schüsseln dampften, die Böhmen musicierten und die Pöller krachten, daß es eine Lust war, und Alles war laut und fröhlich. Als das Fest dem Ende sich zuneigte, war es plötzlich stille, stille — denn die Krölnatter schlängelte sich durch den Saal, bis sie zum Sitze des Brautpaares kam. Hier kroch sie an der Sessellehne empor auf die rechte Schulter der Braut, sah ihr in's freudennasse Auge, schüttelte das goldene Krönlein vom Kopfe auf den blanken Teller — und verschwand, ohne je wieder zu kommen. Die Braut nahm aber das funkelnde Andenken zu sich

Kinder- und Hausmärchen

und legte es zu ihrem Gelde. Dies nahm aber nie mehr ab, mochte sie davon nehmen, so viel sie wollte, und seitdem war sie die reichste und stattlichste Bäurin im ganzen Dorf.

FISCHLEIN KLEB AN

Es waren einmal drei Knaben, denen war ihre Mutter gestorben, und an ihrer Stelle hatte ihnen der Vater eine recht herbe Stiefmutter in die Hütte gebracht. Sie mochten tun und treiben, was sie wollten, nie war es recht. Anstatt des Morgen segens bekamen sie Scheltworte, und anstatt des Brotes erhielten sie Schläge, und nachts konnten sie froh sein, wenn sie vor Hunger die müden Augen schließen konnten. Da dachten sich die Knaben wohl oft: „Wenn die rechte Mutter noch lebte!“ allein keiner wagte es zu sagen; nur der jüngste, Hans, ließ hin und wieder einen solchen Gedanken halblaut werden. Aber gerade deshalb konnte ihn die neue Mutter nicht leiden und ausstehen, und bekamen die übrigen zwei an Festtagen zwei Kuchen, so bekam er Einen; und schnitt den andern die Mutter alle heiligen Zeiten einmal ein freundliches Gesicht, so sah er immer nur ein finsternes und saures. Hans mußte die schwersten Arbeiten tun, und konnte er sie nicht vollbringen, so wurde er verlacht, gescholten und geschlagen.

Einmal, es war gerade Frühling und die Veilchen guckten hervor, und die Vögel sangen, gab ihm die böse Stiefmutter eine Reiter (grobes Sieb) und sagte: „Geh zum Brunnen, und hol’ mir darin Wasser.“

Hans blickte bald das Geflecht, bald die barsche Machthaberin an, und die schwarzen Augen gingen ihm über; denn er sah die Unmöglichkeit des Befehles und kannte seine Mutter. „Willst du gehen oder nicht?“ barschte sie den Zögernden an, daß der arme Knabe zusammenfuhr, wie das zitternde Espenlaub, „oder soll ich den Hund dir nachhetzen?“ —

Weinend und trostlos schwankte Hans mit seinem durchsichtigen Gefäße hin zum Nussbaume, in dessen Schatten der Brunnen rauschte. Hoffnungslos hob er die Reiter hinauf und ließ den Wasserstrahl hineinplätschern, dieser brach sich aber an den Stäbchen und sprang und sickerte durch — und heftiger weinte Hans, daß es ihm fast das Herz abstieß. Obwohl er keine Hoffnung auf ein gutes Ende hatte, stund er doch, um dem Gewitter, das seiner zu Hause wartete, so lange als möglich zu entgehen: aber das Wasser sprang und sickerte durch, und nicht ein Tröpflein blieb an einem Stabe hängen. Wie der Arme so dastund, kam plötzlich an einer Krücke gebückt ein Mütterchen daher, das er noch nie gesehen hatte, und das ihm fast unheimlich vorkam. Das Angesicht war runzelig, wie ein Apfel im Mai, die pechscharzen Augen guckten unstät und durchbohrend hin und wieder, und ihre Nase zog sich hackenähnlich über den zahnlosen Mund herunter.

„Was machst du da, Hans?“ sprach sie mit kreischender Stimme.

Hans erbebt, als er seinen Namen von der nie Gesehenen nennen hörte.

„Brauchst dich nicht zu fürchten. Ich mein's gut mit dir. Was machst du?“ frug sie im vertraulichen Tone.

Hans fasste sich ein Herz und sagte, er müsse hier in der Reiter Wasser holen, das Wasser laufe aber immer davon, und ohne Wasser dürfe er der Stiefmutter nicht unter die Augen kommen. Hier brach er ab; das Weinen erstickte seine Stimme; Tränen rollten über die blassen, eingefallenen Wangen des Knaben und netzten das zerlumpte Lodenwamms.

„Lass das Weinen!“ fiel tröstend die Alte ein. „Ich will dir helfen, und wenn du immer gut und brav sein wirst, sollst du ein großer Herr werden, vor dem sich Alles bückt. Ich habe deine Tränen gezählt und will sie abtrocknen.“

„Fischlein, Fischlein“ rief sie darauf mit erhöhter, fast gebeterischer Stimme; dabei tat sie einen raschen Griff in den Trog, und husch! Zappelte ein winziges, blaues Fischlein, mit goldroten Blümlein betupft, in der runzligen Hand der Alten.

„Da nimm das Fischlein kleb an“ begann die Alte zum verblüfften Knaben, der schluchzend noch die Hände, mit denen er so eben die Augen ausgewischt, über die Stirne hielt — „und bewahre es wohl. Das Fischlein hat Wunderkräfte, und sie sind in deiner Hand. Benütze sie klug und redlich! — Sprichst du zum Fischlein: ‚Fischlein kleb an!‘ so wird Alles, was es berührt, daran kleben bleiben, und Niemand, selbst der Kaiser nicht, könnte sich davon losmachen. Alles muß dir folgen. Willst du aber Jemanden frei lassen, so berühre ihn mit dieser Nadel,“ — hier zog sie eine funkelnde Brustnadel aus ihrem Mieder — „und er ist frei.“

„Aber die Mutter, wenn ich heute kein Wasser bringe? — und bin schon so lange aus!“ seufzte Hans noch beklommen.

„Dem soll gleich geholfen werden!“ erwiderte das Mütterchen, warf das blaue, goldbeblümete Fischlein in die Reiter, und das Wasser plätscherte und plätscherte hinein, und kein Tropfen rann durch die Spalten, und bald war das Gefäß voll, und das Wasser lief über.

„Nun nimm dein Zeug und geh“ sprach freundlich das Mütterchen. Der Knabe sah sie mit halb geöffnetem Munde an, hob die Reiter auf den Kopf und wollte der guten Frau danken; aber Mütterchen und Krücke waren verschwunden, nur ein rötlicher Dunst entstieg jener Stelle und verzog sich in die Luft. Hans trottete nun über Stock und Stein nach Hause. Die Stiefmutter staunte und staunte, konnte aber dem Knaben, der ihr die Geschichte erzählte, nur vom Fischlein schwieg, nicht böse sein, verkochte das Wasser und gab ein andermal dem Knaben das Schäflein, das er bei Lebzeiten der rechten Mutter zu tragen gewohnt war. Hans trug das Fischlein immer bei sich im Sack, und in der Nacht ließ er es unter seinem Strohpolster schlafen und hatte es recht lieb. —

So ging es geraume Zeit, der Knabe trug das Fischlein bei sich, sagte aber nie „kleb an“, und das Fischlein verhielt sich ruhig und klebte nie an. Als einige

Jahre vorübergestrichen, und die Stiefmutter schon alterte, lud Hans, der nun ein waidlicher Bursche war, die Kohlköpfe auf den Wagen, um sie nach Hause zu führen. Des Nachbars Gänse leisteten ihm Gesellschaft und schnatterten ihm vor und schnappten nach manchem Kohlkopfe. Als er geladen hatte und weiter lenkte, folgte die Gansherde dem Fuhrwerke und schnatterte ihr Kra, Kra, Kra, und der Gänserich langte seinen roten Schnabel nach der Fracht. Hans wurde endlich der Begleitung überdrüssig und dachte: „Ich will's euch dummen Gänsen schon machen.“ „Fischlein kleb an!“ lispelte er, und der Gänserich hieng am Kohlkopfe, und die Gänse hingen in einer langen Reihe an ihm, so daß der Schnabel der einen am Schweife der andern hieng. Kra, Kra, Kra, schnatterten die fünf und zwanzig Gänse. Wie es so weiter ging, kamen sie zu des Nachbars Hof. Die Bäurin hörte das Geschnatter, eilte mit einem Besen heraus und erstaunte nicht wenig über diesen Zug. Mürrisch wollte sie die Gänse weg und in den Stall treiben, Hans lispelte aber: „Fischlein kleb an!“ und die Bäurin hing mit dem Besen an der letzten Gans und konnte nicht weiter.

Kra, Kra, Kra, ging es nun weiter, Hans voraus, dann kamen die grünen Kohlköpfe, die weißen Gänse und die schmähende Bäurin. Wie es so weiter ging, kam der Zug zu einem Müller, der seinen Esel am Halfterbände daherführte. „Hilf mir!“ rief die Bäurin und streckte die Hand nach dem mehlbestäubten Esels führer.

Mitleidig langte dieser ihr zu, aber in demselben Augenblicke hieß es: „Fischlein kleb an“ und Müller und Esel hingen am Zuge. —

Kra, Kra, Kra, ging es nun weiter dem Dorf zu, Hans voraus, dann die grünen Kohlköpfe, die weißen Gänse, die schmähende Bäurin, der fluchende Müller und der graue Esel, der in das Geschnatter der Gänse sein betontes Ja, Ja eintönen ließ. — Die Fahrt ging weiter; da begegnete dem Zuge der Schullehrer, mit seinem spanischen Rohr einherstolzirend. „Jagen Sie doch den Esel weg, damit ich frei werde“ rief flehend der Müller dem Herrn mit den Vatermördern zu.

Die Bitte fiel nicht auf taube Ohren, gravitatisch trat der Lehrer hinzu und suchte den Esel wegzutreiben. „Fischlein kleb an“ schmunzelte Hans, und Stock und Meister klebten. Kra, Kra, Kra, ging es nun weiter dem Dorfe zu, Hans voraus, dann die Kohlköpfe, die Gänse, die Bäurin, der Müller, der Esel, das spanische Rohr und der Schulmeister mit den Vatermördern. Als der bunte Zug zum Dorfe gekommen, stund gerade der Bäcker am Ofen und wollte die Laibe hineinschießen. „Kra, Kra, Ja, Ja, verflucht und verhext!“ scholl es so wirr von der Straße herein, daß er neugierig, die Schalter mit den Laiben tragend, hinausstürzte, um das tolle Schauspiel zu sehen. —

„Reicht mir eure Hand“ bat der Lehrer. — Es geschah.

„Fischleinkleb an!“ sprach Hans, und der Bäckerklebte am Zuge. —

Die lange, lange Reihe zog und lärmte durch die Gasse, daß die Fenster von allen Seiten aufflogen, und helles Gelächter von allen Seiten erscholl. Wie der

Zug so daher kam, fuhr plötzlich eine Kutsche an, die sechs Schimmel zogen, und in der eine wunderschöne Jungfrau saß. Diese war die ernste Königstochter, die nie, seitdem sie das Tageslicht erblickt hatte, ihre roten Lippen zu einem Lächeln verzogen hatte. Durch den Lärm neugierig gemacht, sah sie zum Fenster hinaus, und wie sie das Kra und Ja, das Fluchen und Beten hörte und den Hans, die Kohlköpfe, die Bäurin, den Esel, den Schulmeister und so weiter in engster Verbindung sah, schlug sie ein lautes Gelächter auf, und ihre Augen funkelten vor Freude. — „Die Prinzeß lacht“ flog es durch die Reihen der Begleiter und Begleiterinnen.

Hans aber lispelte, als der Bäcker mit der Schalter zufällig an der Deichsel des königlichen Wagens anstieß, „Fischlein kleb an“ und der Wagen klebte an.

— So kamen sie zur königlichen Villa, die am Dorfe stund; der König eilte an das Fenster, als er den Lärm und das Gelächter hörte, und wie er den wunderbaren Zug vom Kohlkarren bis zur königlichen Equipage und seine lachende Tochter sah, begann er auch zu lachen und rief den Führer zu sich. Hans kam und erzählte, wie es gegangen sei. Der König sprach freundlich: „Du hast meine Tochter zum Lachen gebracht, wähle dir eine Belohnung! — Du sollst erhalten, was du willst!“

— Hans kratzte sich hinter den Ohren und meinte: „das hinterste Fischlein Kleban.“ Als dem Könige dieser Wunsch nicht ganz gefällig schien, machte Hans Miene weiter zu ziehen. Der König mußte zum übeln Spiele eine gute Miene machen und froh sein, wenn seine Prinzeß frei würde. Hans eilte hinunter: tupf, tupf, tupf, ging es mit der hellen Stecknadel, und es stob auseinander, wie wenn der Wind in die Spreu gefahren wäre. Die Königstochter lachte wieder, und Hans führte sie zum königlichen Vater hinauf und freute sich des letzten „Fischleins Kleban“ Der König behielt den Hans bei sich und bekam ihn immer lieber und lieber, und die Königstochter lächelte, so oft sie den einstigen schönen Führer sah. Hans wurde endlich Herzog und die lachende Prinzessin seine Braut, und da gab's eine lustige, schöne Hochzeit, und Herzog Hans und die Braut lächelten sich gar fröhlich an, und Niemand hätte geglaubt, daß die Prinzeß einst so ernst gewesen wäre und nie gelacht hätte. Hans nahm zu seinem Wappen ein blaues Fischlein mit rotgoldenen Blümchen, und das haben noch seine Nachkommen bis auf den heutigen Tag. Als der alte König starb, wurde Hans auch König und war ein guter König, der sein Volk nicht quälte, denn er hatte selbst etwas erfahren.

(Absam und Eben)

DER SCHMIED IN RUMPELBACH

Der Schmied in Rumpelbach war stets ein kreuzbraver, arbeitsamer Mann gewesen. Er war aber so unglücklich, sein Geld bei solchen Leuten gut zu haben, deren Beutel zwar vom Gelde nicht leer, deren Herz aber davon noch voller war. Da er nun trotz der sauern Arbeit nichts zu beißen hatte, so wurde er täglich mürrischer und kam in einer Nacht auf den Gedanken, ob denn für die Kargheit seiner Gläubiger nicht einige Klafter unter der Erde ein Kräutlein gewachsen sei. Nur wußte er nicht, wie er den Doktor, der dasselbe bringen sollte, herbeiholen könnte. Doch der Teufel ist bekanntermaßen ein Herr, der sich nicht lange laden läßt. Am andern Morgen ging der Schmied, den Kopf voll Gedanken, in die Werkstätte und griff verdrießlich zum Hammer. Sieh da! Ein schmuckes Herrlein im grünen Rock, den Hirschfänger an der Seite und die Flinte auf dem Rücken, tritt zur Türe herein.

„Wie gehts, Rumpelbacher?“ lautete sein freundlicher Zuruf.

„Ach wie gehts; Arbeit genug und doch kein Geld !“

„Arbeiten und kein Geld haben, wie ginge das zu, das heißt ja säen, ohne zu erndten!“

Der Schmied, zu einem langen Geschwätze nicht aufgelegt, fuhr den Junker barsch an: „Was hilft's reden, ihr könnt mir doch nicht helfen.“

„Ich nicht helfen können?“ spöttelte der Junker, und schob den Hut ein wenig bei Seite, so daß der Rumpelbacher ein krummes Hörnlein wohl gewahr werden konnte.

„Ah, wenn ihr der seid,“ entgegnete höflich der Schmied, indem er die schmutzige Kappe abzog, „dann ließe sich mit euch wohl ein Geschäft machen.“

„Warum denn nicht? Aber wisse, daß ich für alle Dienste, die ich dir erweise, keine geringere Belohnung nehme, als deine Seele, und diese will ich nicht später holen, als nach sieben Jahren.“

Diese Worte fuhren dem Schmied durch Mark und Bein; er stund eine Weile stumm da, wollte dann eine Entschuldigung hervorstottern, hatte aber nicht den Mut, dem Teufel zu wider sprechen.

Dieser schaute den Verzagten mit höhnischem Stolze an und machte Miene zum Weggehen, als ihn der Rumpelbacher zurück hielt mit dem Rufe: „Nun so sei's gewagt. Hörst, was ich von euch für meine Seele verlange. Ich möchte eine Bank vor meinem Hause; wer sich auf dieselbe setzt, der soll ohne meinen Willen nicht wieder wegkommen.“ —

„Das kann ich euch wohl geben“ fiel der Teufel hastig ein „also unterschreibt.“

„Oho“ erwiderte der Schmied „das geht nicht so leicht, für die Bank allein ist mir meine Seele nicht feil. Ich möchte auch noch einen Kirschbaum; wer auf denselben hinaufsteigt, soll ohne meinen Willen nicht wieder herunterkommen. Und weil aller guten Dinge drei sind, so gebt mir auch noch einen Sack; wer in demselben steckt, soll ohne meinen Willen nicht wieder herauskommen. Bringt ihr mir diese drei Stücke, so will ich euch meine Seele verschreiben.“

Der Teufel willigte mit Freuden ein, zog ein gewaltiges Buch aus der Rocktasche hervor, in dasselbe wurde der Vertrag eingeschrieben, und der Schmied mußte seinen Namen mit seinem eigenen Blute unterzeichnen. Der Teufel entfernte sich und kam alsbald mit Sack, Bank und Baum zurück. Man mochte sich nur wundern, wie er alles tragen konnte; doch was ertrüge wohl der Teufel nicht?

Der Sack wurde in der Werkstätte hinterlegt, die Bank vor dem Hause aufgestellt und der Baum in den Garten gepflanzt. Dabei half der Teufel redlich mit, und nachdem die Arbeit vorbei war, rief er: „Aufs Wiedersehen in sieben Jahren!“ Mit diesen Worten spazierte er von dannen. —

Kaum war der Teufel weg, als eine dicke Bäurin des Weges kam, deren Mann nicht selten ein Stück Eisen aus des Schmiedes Werkstätte geholt hatte, ohne seinen Beutel dafür aufzutun.

„Gott willkommen, Bäurin!“ rief der Schmied „Nur nicht so geeilt! Gibts nichts Neues im Außerdorf? Kommt, setzt euch zu mir auf die Bank und erzählt etwas.“

Die Bäurin mochte wohl das Verhältniß nicht genau kennen, welches zwischen ihrem Hans und dem Schmiede bestand, und setzte sich auf die Bank; denn das Plaudern war ihre Sache. Sie erzählte nun Alles, von der Anna und Annamiedl angefangen bis zum Zasp Johannes und Ziegerpeter. Als sie eben ihre Zeitung von vorne wieder anfangen wollte, guckte der Mond schon hinter dem nahen Berge herauf.

Nun merkte sie erst, wie lange sie geplaudert hatte, und wollte aufstehen und nach Hause gehen. Doch wie erschrock sie, als sie umsonst sich zu erheben versuchte, und der Schmied mit unbändigem Lachen ausrief: „Hab ich dich nun einmal! Nun kommst du mir nimmer los, bis mich dein Mann bezahlt hat.“

Der Rumpelbacher eilte nun ins Haus zum Abendessen und zur Nachtruhe. Am andern Morgen vernahm er in aller Frühe ein ungestümes Gepolter an der Haustüre. Er ging hinunter, um nach dem Lärmer zu sehen, und fand den Mann der Bäurin, der ihm dreifache Bezahlung anbot, wenn er nur die „Urschl“ vom Flecke ließe. Der Rumpelbacher willigte freudig ein, und der Bauer eilte mit seiner beschränkten Enehälfte beschämt nach Hause.

Kaum waren sie weg, da kam ein Bube dahergelaufen, dessen Vater beim Schmied nicht in bestem Andenken stand. „He da, Junge!“ rief der Rumpelbacher, „magst du keine Kirschen?“

„Wie sollte ich keine Kirschen mögen? Nur her damit!“

„Steig nur auf den Baum hinauf da draußen im Garten und isß nach Herzenslust!“

Der Knabe ließ sich das nicht zweimal sagen. Im Nu war er hinter dem Hause und auf dem Baume. Da aß er nun Kirschen, es war eine Freude ihm zuzuschauen. Aber, o weh! als er vom Baume herabsteigen wollte, war alle Anstrengung umsonst. Es kam ihm vor, als sei er festgebunden, und er mußte oben bleiben, mochte er wollen oder nicht. Bald kam der Schmied, um nach dem neuen Fange zu sehen. Der Bursche bat mit weinerlicher Stimme um Befreiung vom luftigen Kerker, aber es half nichts. Der Schmied sprach: „Bevor mich dein Vater nicht bezahlt hat, sollst du mir vom Baume nicht herunterkommen.“ Erst gegen Mittag ging der Vater des Knaben hinter dem Hause des Schmiedes vorbei, um sein Kind zu suchen. Wie er dieses auf dem Kirschbaume sah, schrie er zornig: „Gehst nicht herunter, Schleckermaul?“ —

„Wenn ich nicht kann,“ jammerte der Sohn auf dem Baume und zeigte dem Vater, daß alle Anstrengung herunter zu kommen vergeblich sei.

Unterdessen kam der Schmied aus dem Hause und lachte aus vollem Herzen. „Aha, hab ich deinen Vogel gefangen! nun mach' schnell und bezahle, sonst bleibt mir der Junge ewig auf dem Baume sitzen.“

Der Bauer merkte wohl, was damit gemeint sei, zog schnell den Beutel heraus und bezahlte dem Schmied das Dreifache von dem, was er schuldig war. Da war es dem Knaben, als ob er losgebunden würde, und er eilte mit seinem Vater beschämt nach Hause. Der Schmied schob vergnügt das Geld ein und dachte eben daran, wie er auch von seinem Sack guten Gebrauch machen könnte, als ein Mädchen des Weges kam; das war pudelnärrisch, weil es bald heiraten sollte. Sein Bräutigam war aber auch einer von denen, die dem Schmied das Bänklein, den Baum und den Sack notwendig gemacht hatten.

Grete lief freundlich auf den Schmied zu: „Guten Nach mittag, Meister Rumpelbacher! Wie geht's? Wie steht's?“

„Wie magst du um derlei Dinge fragen? – Unser einem gehts immer gut, wenn er nur Geld hat. Aber komm, Grete! Und schau, was Neues ich heut in der Werkstatt habe. So einen Sack hast du dein Lebtag nicht gesehen.“ —

Sie gingen nun mitsammen in die Werkstätte und der Schmied zog den ungeheuren Teufelssack aus einer Ecke hervor.

„Potz Blitz!“ schrie lachend das Mädchen, „da drinnen könnte ich ja mit meinem Peterle einen Walzer tanzen.“

„So tanz halt“ spottete der Schmied, indem er ihr den Sack über den Kopf warf, so daß sie von demselben ganz bedeckt war. Nun half kein Bitten und kein Flehen. Sie mußte im finstern Quartiere bleiben, bis ihr Bräutigam kommen würde, sie abzulösen.

Abends war beim grauen Bären ein Tanz angesagt. Peterle wollte auch dabei erscheinen, ging den ganzen Nachmittag herum, seine Grete zu suchen, fand sie aber nirgends. Wie er ungeduldig an der Werkstätte des Schmiedes vorbei kam, hörte er seine Grete bitten und weinen. „Wo bist du denn? was fehlt dir?“ fragte Peter erstaunt.

Da kam schon der Schmied des Weges daher und fuhr ihn barsch an: „Da heißt's einmal bezahlen, sonst kriegs du deine Grete bis zum jüngsten Tage nimmer.“ Peter war erstaunt, wußte aber wohl, wohinaus das Wort Zahlen wollte, und wie er seine Grete im Sacke fand, bezahlte er schnell das Dreifache und eilte mit seiner Liebsten davon.

Solche Streiche machte nun der Schmied gar viele, und er war in kurzer Zeit ein reicher Mann. Ein Jahr verstrich nach dem andern, und endlich ging auch das siebente Jahr zu Ende, und es nahte der Tag, an welchem der Teufel den Schmied holen sollte. Dieser aber war immer guter Dinge.

Am ersten Tage des achten Jahres kam das Herrlein im grünen Staate in die Werkstätte und lud den Schmied höflich ein, ihm zu folgen.

„Ach, ich bin schnell fertig“ entgegnete der Rumpelbacher „ich möchte nur noch das Hufeisen fertig schmieden; setzt euch indessen ein wenig auf die Bank da draußen, denn ihr seid gewiß müde.“

Der Teufel war ein dummer Teufel und setzte sich auf die Bank. Bald merkte er aber, daß vom Wegkommen nicht so leicht die Rede sei. Er fieng nun an, den Schmied um seine Freilassung zu bitten. Dieser meinte aber: „Wenn du mir noch sieben Jahre hier zu bleiben vergönntest, so lasse ich dich los.“ — Der Teufel ging endlich die Bedingung ein und machte sich verdrießlich aus dem Staube. —

Auch in den folgenden sieben Jahren vergaß der Rumpelbacher nicht, seine drei Stücke gehörig zu gebrauchen. Aber die Zeit flog vorüber wie der Wind, und der erste Tag des achten Jahres war wieder da. Das grüne Herrlein kam wieder früh morgens in die Werkstätte und tat noch freundlicher.

„Nun, Herr Meister, wollen wir uns auf den Weg machen?“

„Nur eine Viertelstunde noch“ versetzte der Rumpelbacher „und dann bin ich mit dieser Kette fertig. Ich habe einen schönen Kirschbaum im Garten, der steht voll der süßesten Kirschen. Tut euch indessen ein wenig gütlich; denn ihr seid gewiß müde und durstig. Ich will euch die Leiter zurechtstellen.“ —

Wie gesagt, so getan. In einer Minute stund der Teufel auf dem Kirschbaume und spürte, daß er in die Falle geraten sei. Er mußte nun dem Schmied abermals versprechen, daß er erst in sieben Jahren kommen werde, ihn zu holen. So war er wieder der Betrogene und mußte sich wieder allein auf den Rückweg machen. Auch in den kommenden sieben Jahren mußten Bank, Baum und Sack gar oft ihre Dienste tun. Bald aber kam es so weit, daß niemand mehr beim Schmied etwas schuldig blieb aus Furcht vor den drei verrufenen Stücken. Der Rumpelbacher war nun der reichste Mann weitum, und es quälte ihn nur die Sorge, ob es ihm glücken würde, den Teufel auch zum dritten Male daran zu bekommen. Der gefürchtete Tag kam heran und der Teufel erschien wieder in seiner vollen Tracht.

„Nun, Herr Schmied, sind's sieben Jahre. Heute wollen wir mitsammen zu meiner Großmutter wandern.“

Der Rumpelbacher wußte sich in aller Eile zu fassen. „Aber, mein lieber Herr! geduldet doch einen Augenblick! Ich habe meinem Nachbar versprochen, heute noch sein Ross zu beschlagen und wäre ein Lump, wenn ich mein Versprechen nicht halten würde. Ich werde geschwind hinüber laufen und den Schimmel holen. Damit es aber schneller gehe, habt ihr wohl die Güte, in dessen aus dem Sacke da drüben 32 Nägel herauszusuchen.“

Der Schmied ging, und der dumme Teufel kroch in den Sack, um die Nägel, die ganz in der Tiefe lagen, herauszubekommen. Als der Rumpelbacher mit dem Schimmel kam, schrie der Teufel im Sacke aus voller Brust:

„O weh, o weh, ich komme nimmer los! Laß mich gehen! Ich will gern alles tun, was du haben willst.“

Dem Schmied lachte das Herz, als er sah, daß seine List geglückt war, und er begann: „Nun, wenn du mir versprichst, all das Recht, das du auf mich hast, aufzugeben, so will ich dich loslassen. Willst du mir das nicht versprechen, so kannst du ewig im Sacke sitzen und wirst noch dazu jeden Morgen tüchtig abgeklopft.“

Der Teufel schrie voll Zorn: „Ja, ja! Mache nur, daß ich loskomme, ich verlange kein Haar von dir.“

Der Teufel wurde nun freigelassen und fuhr in seiner Höllengestalt mit furchtbarem Geräusch und Gestank durch die Lüfte hinweg. Der Schmied lebte noch viele, viele Jahre, er wurde tagtäglich reicher und dachte nicht viel an's Sterben. Aber auch ihm blieb sein Stündchen nicht aus. Als er diese Erde verlassen hatte, wandelte er zuerst wohlgenut, pfeifend und singend der Hölle zu; denn drunten, meinte er, muß es lustiger sein, als im Himmel droben. Wie er zur großen Höllenpforte kam, pochte er mit seinem Hammer, den er als Andenken von der Welt mit genommen hatte, so gewaltig an, daß er sie beinahe einschlug. Des Teufels Großmutter, die eben allein zu Hause war und die Morgensuppe aß, stellte die Schüssel bei Seite und hinkteverdrieß lich zum Tor: „Wer ist da draußen?“ —

„Der Schmied von Rumpelbach.“ —

„Ah so! Kommst du jetzt, du Schurke! Glaubst du, du könntest die Teufel immer zum Besten haben? Pack dich nur, für dich ist hier kein Platz.“

Während sie dies sagte, stellte sie schnell einige Kessel zur Türe, damit der Rumpelbacher dieselbe nicht so leicht einrennen könne. Dieser aber dachte sich: „Was liegt daran, läßt man mich hier nicht ein, so geh' ich halt in den Himmel.“ Er kehrte schnell um und stieg einen langen und steilen Weg empor. Wie er vor dem Himmelstor stand, klopfte er ganz sittiglich an das selbe, — denn er hatte wohl gesehen, daß man mit Grobem nichts ausrichte. „Wer ist draußen?“ rief St. Peter, der himmlische Torwärter. „Der Rumpelbacher Schmied“ ertönte laut die Antwort.

„Was glaubst du denn, Lumpen, die mit dem Teufel einen Pakt machen, könnten wir im Himmel brauchen? — Geh' du nur abwärts.“

Das war nun dem Schmied ein wenig zu arg. — „Daß ich zu schlecht bin für die Hölle und zu schlecht für den Himmel, das hätte ich doch nie geglaubt“ murmelte er ärgerlich vor sich hin und ging wieder abwärts. Als er nun wieder an das Höllentor kam und sich als den Schmied aus Rumpelbach anmeldete, war eben die ganze Teufelsfamilie zu Haus, und kleine wie große Teufel schrien zusammen: „Laßt ihn nicht herein, laßt ihn nicht herein! Bei dem könnt es uns übel gehen!“

Der arme Schmied mußte nun wieder umkehren, um auch an der Himmelstüre das zweite Mal sein Glück zu versuchen. Er klopfte wieder ganz sittiglich an und bat um Einlaß. Allein St. Peter wies ihn mit noch herbern Worten zurück, als das erste Mal. —

„So laßt mich doch einen Augenblick in den Himmel hinein schauen!“ flehte der Schmied.

„Nun, das will ich dir gönnen, damit du uns einmal vom Halse bleibest“ murrte St. Peter und tat die goldene Himmelstüre ein wenig auf. Kaum gewahrte der Schmied eine kleine Öffnung, so warf er seine alte Kappe in den Himmel hinein. St. Peter wollte ihm dieselbe herausreichen, aber der Rumpelbacher sagte: „Ich kann mir meine Sache schon selber holen.“ Er wurde nun hineingelassen, um seine Kappe herauszutragen. Aber kaum war er drinnen, so setzte er sich auf derselben nieder und rief frohlockend: „Nun sitze ich auf meinem Eigentume“ und niemand konnte ihn wegschaffen. —

Und wo ist denn jetzt der Schmied von Rumpelbach? Er sitzt noch im Himmel droben auf seiner Kappe und hört der englischen Musik zu.

(Bozen)

TEUFEL UND NÄHERIN

Es ist schon lange her, da war einmal eine Näherin, und diese war so geschickt, daß man zuvor und darnach keine bessere erfragt hätte, so weit der Himmel blau und die Erde grün ist. Allein sie bildete sich auch ihren Teil auf ihre Geschicklichkeit ein, und ein mal sagte sie gar, halb im Spaß, halb im Ernst, sie wollte mit dem Teufel zu Neid und in die Wette nähen. Der Schwarze sollte ihr's gewiss nicht abspielen.

Der Teufel hat aber dünnere und feinere Ohren, als man meint, und hört in der tiefen Hölle drunten Alles, was wir Menschenkinder da oben reden und wispern. Er hatte die Rede der Näherin auch nicht überhört und kam in seinem Staat zu ihr, sie beim Worte zu nehmen. Die Näherin wollte nun das Blatt wenden, allein damit kam sie nicht zurecht. Sie mußte mit ihm die Wette eingehen, wer von ihnen beiden zuerst ein Hemd fertig machen würde. Würde es die Näherin später vollenden, so sollte sie dem Teufel gehören. Die Wette begann nun sogleich und zwar mit dem Zuschneiden. Dazu brauchten aber beide fast gleich viel Zeit, und Niemand war da dem Andern voraus. — Allein, als es zum Nähen kam, da hättest du dabei sein und es sehen sollen!

Der Teufel, um ja später keinen Augenblick zu verlieren, fädelt sich schier einen ganzen Zwirnknäuel auf einmal ein. Das war sehr ungeschickt getan, und dazu kam noch, daß er auch weit längere Arme hat, als die Leute, und deswegen mußte er bei jedem Stich dreimal um's Haus herumlaufen, und, weil er vergessen hatte, gleich anfangs einen Knopf zu machen, lief er noch dazu die drei ersten Male vergebens.

Die Näherin fädelt, wie andere Male, ein und machte auch alleweil einen hebigen Knopf, weil sie es so gewohnt war, und nähte und nähte ohne aufzuschauen, bis sie mit dem Hemde fertig war; und wie sie es vollendet hatte, warf sie es dem Teufel, der gerade in aller Eile daherkam, in die pechkohlrabenschwarze Schnautze. Er schämte sich aber, daß er feuerrot wurde und sich in die Erde hätte verkriechen mögen, denn er hatte noch nicht eine ganze Naht zusammengebracht. Er hatte nun die Wette verspielt, und man hat auch seitdem nicht mehr gehört, daß er nochmals mit einer Näherin zu Neid gearbeitet hätte. Nur heißt es jetzt noch oft, wenn einer recht ungeschickt die Arbeit angreift, er mache es wie jener Teufel, der bei jedem Stiche dreimal um das Haus herumgelaufen ist.

(Unterinntal)

DER HÖLLISCHE TORWARTEL

Es wollte sich ein recht schmutziger Knabe gar nie waschen lassen und ging immer mit seinem unsaubern Gesichte herum. Kein Warnen und Zureden half hier, und so wurde der Schmutzige täglich noch schmutziger. Wenn aber die Leute recht unrein sind und so ungewaschen herumwandern, bekommt der Böse über sie Gewalt. Das hat schon Mancher zu bitterm Leide erfahren und zu spät bereut. So ging es auch diesem Knaben. Auf einmal war er verschwunden, man konnte von ihm weder Laub noch Staub sehen, und kein Mensch konnte ihn mehr erfragen.

Sieben Jahre waren seit dem Verschwinden des Knaben vergangen, und er war fast ganz vergessen, als er nach so langer Zeit auf einmal wieder um die Wege war. Er war aber so verändert und gealtert, daß ihn seine besten Bekannten nur mehr mit Mühe erkennen konnten. Seine Hautfarbe war ganz Schwarz und sein Haar ganz struppig. Auch war er sehr stille und einsilbig geworden, und man brachte nicht viel aus ihm heraus. Nur das erzählte er öfters, besonders den Kindern, daß er wegen seiner Scheu vor dem Waschen in die Gewalt des Teufels gekommen sei und deshalb als Torwartel am Höllentor habe dienen müssen. Da hat er nun alle gesehen, welche in dieser ganzen Zeit durch dies feurige Tor eingezogen waren, und es waren ihrer so Viele, daß sie Niemand hätte zählen können. Reiche und Vornehme, Arme und Niedrige, Männer und Weiber mußten am Torwartel vorüberziehen, und er wußte Gott Dank, daß er nicht selbst durch das Tor gemußt, und seine Dienstzeit nur sieben Jahre gedauert hatte. Auch hatte er gute Vorsätze gemacht, sich fleißig zu waschen und nicht mehr den Schmutz an sich zu leiden. — Und diese hat er auch fleißig erfüllt, denn er wollte nie und nimmermehr höllischer Torwartel werden und die Verdammten vorbeiziehen sehen.

(Bozen)

GESCHWIND WIE DER WIND, PACK-AN, EISENFEST

Es lag einmal ein alter, alter Vater, der einen Sohn hatte, auf dem Todbette. Als er dem Sterben nahe war, sprach er zu seinem Knaben, der am Bette stund und weinte, daß es ihm fast das Herz abstieß: „Jörgl, ich muß nun von dir fort in die Ewigkeit und kann dir nichts hinterlassen, als die drei Hunde im Hundestalle drunten. Sie werden dir treu und redlich dienen, und, wenn du brav und redlich bist, wirst du noch einmal dein Glück in der Welt machen.“ — Bei den letzten Worten verließ den Alten die Stimme, er sank ganz auf's Lager zurück, und die Augen waren geschlossen für immer. — Jörg wußte wohl, was das zu bedeuten habe, und weinte vom Morgen bis zum Abend bei seinem toten Vater, und so trieb er es zwei Tage lang. Am dritten Tage aber kamen zwei schwarze Totengräber, und die trugen den Vater vom weinenden Knaben weg und begruben ihn. In das Stübchen, in dem der Vater gestorben, kamen aber andere Leute, und der Jörgl, der wohl recht arm war, mußte sich fort trollen. Er nahm den Stecken seines Vaters und ein Stücklein verschimmeltes Brod, das von den Lebzeiten des Vaters her noch da war, und die drei Hunde mit sich und ging in die weite Welt. Die Hunde hießen aber: Geschwind wie der Wind, Pack-an, Eisenfest. Denn der erste lief wie der Wind, der zweite stürzte mit solcher Kraft auf die wildesten Tiere los, das ihm keines widerstehen konnte, und der dritte war so stark, daß er Nichts, was er einmal gefaßt hatte, los ließ und Alles zermalmte. Jörgl war mit seinen drei Begleitern schon weit, weit gegangen und bettelte sich Brod vor den Türen oder half, wo er konnte, auf dem Feld arbeiten, Heu mähen und Korn schneiden. Wie er einmal wieder, es war gerade Sommer, und die Sonne schien sehr heiß, mit seinen drei Begleitern weiter wanderte, und der Schweiß in großen Tropfen ihm von der Stirn rann, sah er eine große Stadt mit hohen Türmen und großen, schönen Häusern. Er ging auf sie zu und, als er näher kam, sah er, daß alle Gebäude mit schwarzem Flor behangen waren, und die Türme waren auch mit schwarzem Zeuge überzogen, so daß man nur die goldenen Knöpfe glänzen sah. Es kam ihm dieses so sonderbar vor, und noch sonderbarer schien ihm die Stille, die er ringsum bemerkte, als er in die Stadt gekommen war. Da war alles öde und wie ausgestorben, kein Wagen rollte über das Straßenpflaster, kein Schmied hämmerte, kein Binder polterte, keine Seele regte sich.

Als er auf den Platz gekommen war, sah er ein Mädchen, das schwarz angezogen in einem irdenen Krüge Wasser vom Brunnen holte. Auf das ging er zu und fragte es, was das Alles zu bedeuten habe. Das Mädchen erzählte ihm bestürzt, daß in der Nähe ein fürchterlicher Drache hause, der die ganze Gegend weitem verheere und täglich zwei Jungfrauen mit Haut und Haar auffresse. Jeden Morgen würde das Loos geworfen, und die Jungfrauen, die das Loos trifft, würden dem unersättlichen Wurme geopfert. Heute sei das Loos auf die einzige, schöne Königstochter gefallen, und deshalb sei Alles in Trauer, selbst die Stadttürme. Der König sei ganz trostlos und habe dem, welcher die schöne Prinzessin befreien würde, seine Tochter und das ganze Königreich versprochen. Aber Alles umsonst, denn jeder meide den gewissen Tod, und Niemand fände Lust, um die Königstochter zu werben. Der alte König sei

deshalb noch bestürzter und zerraufe sich den greisgrauen Bart. Es dauere nur noch eine Stunde, dann sei Mittag, und der scheußliche Drache müßte abgefüttert werden. Wie das Mädchen ihm so erzählte, hörte er plötzlich Trompetenstöße, und es kamen Herolde und ein Wagen, den sechs Schimmel zogen, und darin saß eine schöne, schöne Jungfrau mit goldenen Haaren und blauen verweinten Augen, die so schwarz, wie die Nacht, gekleidet war. Der Wagen hielt mitten auf dem Platze still, ein Herold trat vor und rief: „Das ist des Königs Wille und Begehrt. Wer seine schöne Tochter vom Drachen befreit, soll sein geliebter Eidam und Nachfolger werden.“ Und wieder war es stille und öde. Wie aber Jörg die schöne Königs tochter so weinen sah, wurde ihm das Herz so weich, daß ihm selbst die Augen übergingen, und er dachte, ich will es in Gottes Namen wagen, denn, wird die Königstochter vom wüsten Drachen gefressen, kann ich des Lebens doch nimmer froh werden. Er trat deshalb vor den Herold und sagte: „Wenn es so ist, wie du sagst, will ich es mit dem Drachen probieren.“

Die holde Königstochter wischte, als sie dieses hörte, ihre blauen Augen aus, und sie lächelte dem Jörg so lieb und bittend zu, daß er vor Freude zitterte. Sie führte ihn nun zum alten, greisgrauen Könige, und, als dieser den Jörg sah und von seinem Vorhaben hörte, umarmte er ihn weinend und gab ihm seinen Segen. Indessen war die Stunde verflossen, und es schlug zwölf Uhr, und da mußte Jörg hinaus zum Drachen, denn dieser fraß auch um die zwölfte Stunde zu Mittag. Jörg piff seinen drei Hunden, dem Geschwind wie der Wind, dem Pack-an und dem Eisenfest, und ging eine Viertelstunde gegen Norden, bis er in die Nähe der Drachenhöhle kam. Kaum war er dort angekommen, so kroch der Drache aus der Höhle, um das Essen in Empfang zu nehmen, und spie vor Hunger so viel Feuer aus, daß es dampfte, wie in einer Esse. Kaum war Jörgl des Ungetüms ansichtig, so rief er dem ersten Hunde zu: „Geschwind wie der Wind!“ und der Geschwind wie der Wind stürzte sich schnell, wie der Wind, auf den Drachen los, daß dieser ganz und gar erschreckt. Gleich rief Jörg dem zweiten Hunde zu: „Pack an!“ und dieser packte den wüsten Drachen mit solcher Kraft, daß der Wurm ihm nicht widerstehen konnte und nicht vom Flecke kam. „Eisenfest!“ rief Jörg dem dritten zu, und Eisenfest schlug seine Zähne in die harten Schuppen des Drachen ein, daß sie zersprangen, wie Glas, und zerfleischte das Ungetüm, bis es todt war. Jörg schnitt dem im Blute daliegenden Wurme die lange Zunge heraus und brachte sie dem traurigen Könige. Als dieser die Zunge sah, weinte er vor Freude, fiel dem Jörg um den Hals und ließ ihn wie seinen eigenen Sohn kleiden. Dann führte er ihn zur schönen Prinzess, die nun das schwarze Kleid abgelegt hatte, und die so schön war, wie der Tag, und sagte: „Weil du mein Alles mir gegeben, so gebe ich dir Alles.“ Er legte dann die Hände beider in einander und segnete sie. Und wie er das getan hatte, fiel draußen die Musik ein, und beide hielten sich lange an der Hand und sprachen kein Wörtchen, sondern sahen und sahen sich nur einander an, als ob sie sich in alle Ewigkeit nicht satt sehen könnten, und ihre Augen glänzten vor Freude, als ob sie beide im Himmel wären. Und abends war Hochzeit, und da hatten die drei Hunde auch einen recht guten Tag und fraßen, als ob sie gewußt hätten, was für ein Fest wäre. Jörg lebte aber viele, viele Jahre mit der Königstochter recht glücklich, und als der alte König gestorben war,

wurde er König und regierte, daß es eine Art hatte, und die drei Hunde wachten an seinem Trone Tag und Nacht, bis auch er dem alten Könige folgte.

(Bozen)